Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 166. Bromberg, den 18. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(4. Fortsetzung.)

Mathilde war sehr erschrocken. „Ich bin ja älter als Sie, Herr Kandidat", hatte sie gesagt. Aber die Friesen waren ihr immer lieb gewesen, und sie hatte den langen blonden Oldenburger vom ersten Augenblick an gern gehabt. Es war kein großer Schritt gewesen bis zu einem tieferen Gefühl, und nach einem eingehenden Briefwechsel war sie Albrechts Braut geworden und war ihm später in die kleine Pfarre nach Dithmarschen gefolgt, als alles aus und vorbei war auf den Schlachtfeldern.

Albrechts Vater, der auch Pastor war, hatte die zwei getraut, und die beiden alten Cornels hatten allemal ihre stille, tiefinnerliche Freude, wenn sie zu den beiden jungen ins Nest kamen. Die Meta hatte schon recht damals mit ihrem Ausspruch, als sie auf den schmalen Goldreif sah und meinte, daß doch wohl noch ein Unterschied sei zwischen dem Menschtier und den anderen Tieren. —

Meta hing auch jetzt noch lange Gedanken über das Ehepaar nach, und als alles still geworden war im Hause an diesem letzten Abend vor ihrer Abreise, begann sie noch unter ihren bereits eingepackten paar Büchern zu kramen, die sie selbst in der Handtasche mit sich nehmen wollte, und zog ein Heftchen hervor, das fein säuberlich in weißes Schreibpapier eingebunden war und auf dem zumitten „Gefunden" stand.

Das Wort stand da, als handle es sich um den Titel, was jedoch keineswegs der Fall war. Es hatte eine andere Bewandtnis damit. Meta hatte das Heft — es war eins der kleinen Reclamhefte, und zwar Peter Hilles Heiligtum der Schönheit — vor knapp Jahresfrist auf einer Fahrt nach Itzehoe in der Eisenbahn gefunden. Und hatte es an sich genommen, weil der Schaffner es mit der Begründung zurückgewiesen hatte, daß so ein Fundstück die Mühe nicht lohne. Nun, für Meta hatte es sich gelohnt, sie hatte das Fundstück sorgsamst in Ehren gehalten.

Wenn sie noch an den Augenblick des Findens dachte! Ein schmales Seidenband hatte zwischen den Blättern gelegen, und als sie sie an der Stelle auseinanderschlug, stand da ein Spruch zu lesen, der mit einem Bleistift umrandet war und also lautete:

Unserer Liebe starke Wonnen
sammelt ein als starke Sonnen
in die Himmel seiner Augen
unser Kind. —

Gleich hatte sie die Worte gar nicht begriffen. Oder vielmehr nicht zu begreifen gewagt. Als hätte sie sich schwer versündigt, hatte sie der Reihe nach die Mitreisenden angesehen, die aber gar keine Notiz von ihr genommen hatten. Zwei Bauersleute waren noch mit im Abteil gewesen, Vater und Sohn augenscheinlich, und eine Frau und ein halbwüchsiges Mädchen in Trauerkleidern, die still in sich hinein geweint hatten. Auch die beiden Männer waren anscheinend mit ihren Gedanken beschäftigt gewesen, und sie, Meta, hatte die Augen schließen und sich in die Worte verkriechen können.

In die Ecke hatte sie sich gedrückt und beinahe gefroren im heißen Sommer. Über die Haut war es ihr gelaufen, innen und außen, und alle Türen, die sie hinter geschlossenen Augen in sich geöffnet hatte, hatte sie schnell wieder zugeschlagen.

Wie war es möglich, so viel unbekanntes Land in sich zu tragen! Nie, nie würde sie sich getrauen, richtig bis ans Ende durchzudenken, was da alles hatte aufstehen wollen in ihr.

Sie hatte das Heftchen denn auch nur einige wenige Male zur Hand genommen, und zwar hatte sie sich dann jedesmal versteckt damit. Entweder war sie in einen starkblättrigen Baum geklettert, oder sie war auf dem Scheunenboden ins Heu gekrochen. Und dann hatte sie den Spruch nicht etwa gelesen — sie wußte ihn längst auswendig —, dann hatte sie ihn mit beiden Händen zugedeckt, als könnte sie auf die Weise verhindern, daß irgend jemand sonst die paar Verszeilen las. So eine Torheit! Jeder konnte doch hingehen und sich das Büchlein kaufen. Aber so war sie manchmal, auf einmal war das ganze Augenmaß weg. —

Meta saß auf dem Rand ihres Bettes, hatte das Heft offen vor sich liegen und sah darüber hinweg. Mitten in die Stube sah sie hinein, und so lange und versinkend sah sie auf dieselbe Stelle, daß ihre Augen langsam starr wurden. Und da hatte sie eine Halluzination. Sie sah den kleinen hellhaarigen Jungen aus der Pfarre und konnte nicht dahinterkommen, ob er die Augen seines Vaters oder seiner Mutter hatte. Albrecht hatte blaue Augen, und Mathilde hatte braune, und nun waren die Farben gemischt, und trotzdem sahen die Augen bald blau und bald braun aus. Bis das Kind verschwand und einen Augenblick zwei klare Sterne mitten in dem Dämmerlicht des Zimmers standen. — —

Von dem offenen Fenster her blähten sich die Mullgardinen auf. Und die Bettgardinen bewegten sich auch leise. Das Bett war in die Wand eingemauert, hatte früher Holztüren gehabt, daß es wie ein Schrank aussah, aber nun hatte es buntblumige Kattunvorhänge, die zurückgezogen waren und weißes, bauschiges Bettzeug sehen ließen.

Meta kroch dazwischen, wie die Maus in ihr Loch kriecht. Husch war sie weg, und selbst der Mond konnte sie nicht mehr sehen. —

Am nächsten Morgen um sechs Uhr sollte die Reise denn losgehen. Es kam am besten mit den Zügen aus zu der frühen Stunde, der Anschluß wollte immer nicht hinpassen.

Mutter wollte noch bis Itzehoe mitfahren, und für zwei Stunden sollte Meta die Fahrt dort unterbrechen und Tante Christine einmal wieder guten Tag sagen. Aber dann wurde einstweilen aus der ganzen Reise nichts.

Der Bauer hatte selbst die Pferde eingeschirrt — er wollte Frau und Tochter nach der Station bringen —, und auf einmal lag er den beiden Braunen vor den Füßen.

Johanna schrie laut auf. —

Kommen sehen hatte sie das Unglück schon lange. Wie oft hatte sie zum Maßhalten gewarnt. Martin war viel zu schwer geworden die letzten Jahre, er aß zu stark und zu fett. Und er trank auch zu viel. Sie hatte den Grog schon flauer und flauer gebraut in der letzten Zeit, weil Martins Farbe ein so merkwürdiges Aussehen bekam, aber gleich roch er den Braten und nahm selbst die Rumflasche. Man war schon aus der Sorge nicht mehr herausgekommen.

Und nun lag er da und rührte kein Glied mehr. —

Aber Sanitätsrat Korthus sagte, der Bauer würde mit einem blauen Auge davonkommen, und übrigens würde dieser Klaps vom Herrgott besser helfen als sämtliche Medizin. —

Meta war der Schreck in alle Knochen gefahren. Sie saß selbst wie gelähmt. Unerträglich war es, wie Vater sie

anstarrte. Das dicke Gesicht ganz schief gezogen und die Augen wie Punkte, hinter denen das Ausrufzeichen nach innen läuft. Alles Schrei und ohne Laut. Grauenhaft.

Aber als Fleisch und Blut dann langsam wieder Leben annahmen, das war fast noch schlimmer als die grauenhafte Starrheit. Das war wie ein Mechanismus, der auf die eigenen Hebel übersprang und einen selbst über den Abgrund hielt. Über das schwarze Loch. — —

Als Sanitätsrat Korthus aus dem Gehöft trat — sein Chauffeur hatte schon angekurbelt — lagen ihm plötzlich zwei Klammern um den rechten Arm. Zwei muskelstarke Mädchenhände.

Meta zog den alten Herrn in eine kleine Stube, die linker Hand für sich allein auf der Hausdiele lag und eigentlich eine Rollkammer war. Und sie machte die Tür zu, als hätte sie einen Gefangenen eingebracht und wolle ihn nun zur Rechenschaft ziehen.

Korthus sah das kochende junge Wesen, das scheinbar vor Erregung keines Wortes fähig war, interessiert an und kam der Frage zuvor. „Für Vater besteht voraussichtlich keine direkte Gefahr mehr", sagte er. „Sie sind wohl das kleine Fräulein, das Medizin studieren und mir ins Handwerk pfuschen will?"

Meta hörte gar nicht auf die Worte hin. Sie legte sich die Hände über die Ohren, als könnte sie das Rattern von dem Motor nicht ertragen, das scharf herüberklang. „Benzin und Blut, das ist alles dasselbe", sagte sie.

Korthus setzte sich auf eine eisenbeschlagene Truhe. Er sah noch aufmerksamer in das ausdrucksvolle junge Gesicht. „Na", sagte er, „ein gut Stück Weges liegt immerhin noch zwischen den beiden, aber wenn Sie sie in einem Atem nennen wollen, ich habe nichts dagegen, und mit der Fahrtrichtung mag es wohl stimmen. Nun sagen Sie mir aber man erst einmal, was Sie denn eigentlich von mir wollen, mein kleines Fräulein?"

„Gar nichts", sagte Meta betrübt. „Das ist alles wie weg und tot, was ich sagen und fragen wollte. Was auf der andern Seite liegt, ist so laut und lärmend, das kriegt gleich alles unter die Füße, und man steht wie ein Narr da."

Sanitätsrat Korthus nahm sich ein kleines Stück Waschleder aus der Tasche, putzte seine Brille und besah sich Meta nun durch sein Glas. So recht warm und wie ein Vater, hätte man wohl sagen können. „Liebes Kind", sagte er mit Bedacht, „wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, bleiben Sie bei Muttern. Der Mensch soll sich warm halten, das ist das oberste medizinische Gesetz. Mehr braucht man eigentlich von dem ganzen Kram nicht zu wissen, wenn man ein Frauenzimmer ist."

„Das ist es ja gerade," sagte Meta böse, „an keiner Stelle nimmt man uns Frauensleute ernst und für voll. Sie meinen natürlich, Herr Sanitätsrat, ich schaff' es doch nicht."

„Oho", sagte der alte Herr, „Borsten haben wir auch! Ich mag die Kratzbürsten gern, sie nehmen so nett die Ecken mit. Schade, jetzt könnte es gemütlich werden mit uns beiden. Aber ich muß zu einer Wochenmutter, und so etwas wartet doch nicht. Nur noch eins, Sie kleine Gragert. Einen Schlußpunkt. Also im Vertrauen: Schaffen, glaube ich, täten Sie es wohl, man bloß ich befürchte, Sie werden nicht satt."

Meta sah dem Auto nach, das sich sogleich in eine Staubwolke hüllte. Und wie sie denn immer so verrückte Vorstellungen hatte — ihr war, als führe ein Mann ohne Augen dahin. Die grüngrauen Augen hinter den blanken Brillengläsern, die so schabernackisch blinkerten und funkelten, die saßen hier noch bei ihr in der Rollkammer und waren noch lange nicht fertig mit ihr. Aber sonst war der Herr Sanitätsrat ein lieber alter Herr, man möchte sich auf du mit ihm stellen. Wie man ja ohnehin seine liebe Not hatte, alte und junge Jahre auseinanderzuhalten. Das kam wohl davon, daß man gleich aus dem Ei zu ein paar alten Leuten gekommen war. —

Gar zu gern wäre Meta nun noch einmal zu Jasper gelaufen, aber sie verbiß es sich. Abschied soll man nicht zum zweitenmal halten, sagte sie sich, dann wird aus der süßen Wehmut eine bittere. Und was mit diesen letzten Stunden hinter ihr lag, das war eine Sache für sich. Damit mußte sie allein fertig werden, da konnte ihr auch Jasper nicht heraushelfen. Gar zu dicht hatte sie den Schnitter vom letzten Halm gesehen. Eigentlich hatte sie hart hinter Vaters Rücken Seite an Seite mit ihm gestanden.

Und dabei — es war unglaublich — dabei hatte es den Anschein, als wollte die Zange sich schon jetzt wieder lockern. Ja, wo man jetzt wieder zur Besinnung kam, hatte man den Eindruck, als hätte man sich schon gleich hinter der Angst irgendwo festgehalten. Was waren es doch für bunte Dinge ums Leben. Man mußte sich nur immer ranhalten und spitzen, dann ließ man sich schließlich überhaupt nicht mehr bange machen und fand überall gleich die Deckung heraus.

Wenn nur Mutters Gejammer nicht gewesen wäre!

Johanna hatte sich ganz aus der Hand verloren. „Daß du nun auch noch fortgehst!" sagte sie klagend. „Wenn Korthus nun nicht die Wahrheit gesagt hat und er hat mir nur Trost zusprechen wollen, was soll dann bloß nachher werden! Ich mag es nicht ausdenken, wenn ich hier im großen Haus ganz allein bleiben soll mit den Dienstleuten, alles eigene Fleisch und Blut weg und für sich. Man weiß nicht hin und nicht her mit seinen eigenen Gedanken. Der Tag mag wohl mit Arbeit hingehen, aber das Bett neben meinem Bett darf nachts nicht leer sein." — — —

„Das Bett neben meinem Bett darf nachts nicht leer sein", sagten die Wagenräder zu den Schienen, sobald Meta die Augen zumachte. Und sie machte sie allermeistens zu. Sie saß in dem Zuge, der von Heide nach Hamburg fährt, und sobald sie nur aufsah, sagte die Frau, die ihr gegenübersaß: „Ich kann das Fahren so schlecht vertragen, mir steigt immer alles hoch."

In Meta stieg auch alles hoch. Nein, über sie hinaus stieg es. Sie fühlte ganz deutlich, wenn es über den Grenzstrich ging und nicht mehr zu halten war.

Zum Beispiel lief ihr der Faden weg über die zweierlei Art, die sie in sich trug. Beinahe kalt und kurzweg hatte sie Vater und Mutter zum Schluß die Hand gegeben, und nun brannten die Gedanken daran, als wenn Blut sickerte. Irgendwo, sie wußte selbst nicht, an welcher Stelle.

Sie hätte die Notleine ziehen mögen, zu Fuß über all die vielen Felder laufen, immer mit einem Satz über Gräben und Hecken hinweg, durch das elterliche Tor hindurch und dann sich festsaugen an Vaters und Mutters Lippen.

Noch nie hatte Meta Gragert einem Menschen einen Kuß gegeben. Sie hatte es auch noch nicht gesehen, daß sich zwei Menschen einen Kuß gaben. Nur einmal hatte sie es durch die Tür gefühlt, daß ihr Schwager Fritz ihre Schwester Hanne küßte — als sie noch Brautleute waren —, und der Schauder von dieser Teilhaberschaft saß ihr heute noch im Genick, wenn sie an den Abend dachte.

Fritz hatte zuviel getrunken gehabt, er war vom Pferdehandel aus der Stadt gekommen und war des Wegs vorbei vom Wagen gestiegen und hatte eingesehen. Wie Lack hatten ihm die Lippen geglänzt, und die Mütze hatte ihm schief auf dem Kopf gesessen. Sie, Meta, und Hanne waren allein in der Stube gewesen, und Fritz hatte nach ihnen beiden zu gleicher Zeit gegriffen, als er durch die Tür trat. Widerlich hatte es ausgesehen, denn über den Bohlenstrich hatte er nicht laufen können, weil ihm die Augen wie Pendel waren und Bier und Schnaps wie Wasser darüber standen.

Hanne war damals schon zweiunddreißig Jahre alt gewesen — sie hatte Fritz wohl nur genommen, weil sie schon im Schneider saß —, und beschämt hatte sie dem Angetrunkenen wehren wollen, aber da hatte er sie schon im Arm gehabt. Und ihr selbst, Meta, war es im gleichen Augenblick gelungen die Tür hinter sich ins Schloß zu ziehen. Denn hätte sie Hanne helfen sollen? Die hatte doch auch recht kräftiges Muskelwerk. Glatt einen ins Gesicht und fertig. Das half am besten zum Nüchternwerden. Es war auch so schon genug gewesen, daß die Ohren noch ihr Teil gekriegt hatten. Ein Geräusch war ihr noch durch die Tür nachgekommen — der Ekel faßte noch heute nach ihr. Und die zwei brauchten sich später bloß bei der Hand zu nehmen, dann überlief es sie schon. — — —

Wie es wohl sein mochte, wenn Albrecht und Mathilde Cornels sich küßten — — —?

Meta hätte aus dem Wagen springen mögen. —

Aber einmal hielt der Zug natürlich doch auf dem Hauptbahnhof in Hamburg, denn schließlich geht jede Reise zu Ende. —

Professor Jugenfels und seine Frau waren beide an der Bahn, und da die drei sich gegenseitig im Bild kannten, fanden sie bald zueinander.

Das Ehepaar hatte sich gedacht, Meta würde wohl zunächst scheu und verlegen sein, aber darin hatte es sich geirrt.

„Was ist das hier für ein Betrieb?" sagte sie und sah sich mit der größten Ungeniertheit um, als sie miteinander im Taxameter saßen. „Ich werde noch meine liebe Not mit der Gangart kriegen."

Der Professor hatte in dem vielen Geräusch und Gewühl kein Wort verstanden, aber durch sein Gesicht glitt dasselbe Lächeln wie durch das Gesicht seiner Frau. Er hatte Metas Worte erfühlt.

Pastor Cornels hätte für Meta nichts Geeigneteres vorschlagen können als dieses Gespann. Die zwei hatten viel vom Leben zu leiden gehabt und hatten sich alles nach der besten Seite umgemünzt, statt daß sie verbittert und nörgelig geworden wären.

(Fortsetzung folgt.)

Leonhard Kaiser.

Zum vierhundertjährigen Gedächtnis des evangelischen Märtyrers.

Leonhard Kaiser, oder Käser, war zunächst Vikar in Walzenkirchen im Innviertel. Wegen lutherischer Lehre wurde er von seinem Pfarrer, einem Passauer Domherrn, beim Bischof von Passau angezeigt und daraufhin ins Gefängnis gelegt. Doch wurde er mit der Verwarnung, nicht mehr lutherisch zu predigen, wieder freigelassen. Er wandte sich nunmehr im Jahre 1525 nach Wittenberg. Auf die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung seines Vaters kehrte er in seine Heimat Raab bei Passau zurück. Er wurde jedoch denunziert und am 11. März 1527 wieder ins Gefängnis geworfen. Luther erfuhr davon; er schrieb ihm am 10. Mai 1527 einen trostreichen Brief mit Hinweis auf kraftvolle Bibelstellen. In einem schönen Brief, den Kaiser aus dem Gefängnis an einen Freund richtete, findet sich die Schlußbemerkung: „Es ist finster und ich mußte schier nach dem Griff schreiben." Da bekommen wir zugleich eine Vorstellung von dem düsteren Verließ, in dem der treue Zeuge des Evangeliums aushalten mußte.

Alle Versuche, ihn zum Widerruf zu bewegen, waren vergeblich. Auch aus der Art, wie er die an ihn gestellten Fragen beantwortet, geht deutlich hervor, daß er nicht ein Wiedertäufer, sondern ein guter Lutheraner war. Am 18. Juli 1527 fand im Pfaffenhof zu Passau die Gerichtssitzung statt, zu welcher unter anderen der bayerische Herzog Ernst und der katholische Ingolstädter Theologe Dr. Eck erschienen war. Der zuständige Landesherr, Herzog Wilhelm, verfügte nun die Hinrichtung des Verurteilten; sie wurde am 16. August 1527 zu Schärding am Inn vollzogen. Als bereits die Flammen des Scheiterhaufens emporleckten, betete Kaiser noch: „Jesus, ich bin dein, mach mich selig!"

Sein glaubensstarker Märtyrertod machte großen Eindruck auf Freund und Feind, wie aus zahlreichen Schriften und Gegenschriften ersichtlich ist. Luther war besonders tief ergriffen: er gab Ende 1527 einen eingehenden Bericht über Kaisers Märtyrertod mit einem Vor- und Nachwort: „An alle Christen" heraus und stellte den um seines Glaubens willen Ermordeten als leuchtenden Zeugen echten Glaubenslebens hin. pz-

---

Geheimrätchen.

Ein Erlebnis von Ernst von Wolzogen.

Ganz unvorbereitet war ich bei meinem flüchtigen Aufenthalt in einer mir fremden Stadt einem alten Studiengenossen aus den ersten beiden Hochschulsemestern begegnet.

Er erkannte mich zuerst; aber als er auf meinen verlegenen Frageblick seinen Namen nannte, fischte ich sein Bild auch gleich aus der Erinnerung hervor und freute mich wahrhaft kindlich, ihn wiederzusehen. Ich ließ mich auch ohne weiteres von ihm in seine Wohnung verschleppen, obwohl ich, nüchtern betrachtet, entschieden Wichtigeres zu tun hatte. Dem Anschein nach ging es ihm mittelmäßig gut, wenigstens wohnte er in netten eigenen Möbeln, wenn auch nur in zwei Zimmern mit Küche. Und in dieser Küche befanden sich ein Eisschrank und ein kleiner Vorrat besserer Weine, so daß er mir mit einer gut gekühlten Flasche aus dem Rheingau aufwarten konnte.

Natürlich war unter diesen Umständen meine erste Frage, ob er denn niemals verheiratet gewesen sei oder etwa keine Lust zum Ehestande habe.

Mein Freund lächelte sichtlich verlegen: „O doch! Lust hätte ich schon gehabt, aber . . . das ist eine lange und sonderbare Geschichte. Weißt du, ich glaube, das kann mir überhaupt kein anderer Mensch nachfühlen — ich meine, wie das so kommen mußte. Reden wir von etwas anderem."

Aber ich ließ nicht mehr locker. Er hatte meine Wißbegierde durch sein Ausweichen erst recht aufgestachelt, und ich witterte ein neues kostbares Stück für meine Sammlung psychologischer Merkwürdigkeiten.

Mein Freund trank sich mit ein paar Gläsern seines vorzüglichen Siebzehners Mut an, räusperte sich umständlich, seufzte und bequemte sich endlich zur Beichte.

„Hm — ja, es ist wahr, man kann eigentlich meine Geschichte auch ganz kurz erzählen. Du bist ja ein Seelendeuter von Beruf, also wirst du wohl auch die Lücken in meiner Darstellung auszufüllen wissen. — Du erinnerst dich vielleicht, daß ich meinen Vater sehr früh verlor. Ich kann mich kaum noch auf ihn besinnen. Aber meine Mutter hat mich bis vor drei Jahren betreut. Sie erhielt mir ein Heim und half mir über die Sehnsucht nach Weib und Kind hinweg — die war oft verzweifelt heftig! Von meiner Mutter weiß ich auch, wie es angefangen hat — ich meine, was zu meinem absonderlichen Schicksal den Grund gelegt hat. Also sie erzählte mir, daß ich als kleiner Junge merkwürdigerweise — weil ich doch der Einzige war und keine Schwester besaß — mit wahrer Leidenschaft mit Puppen spielte, oder wenigstens mit einer Puppe, mit einem Puppenjungen, den ich tagsüber kaum aus den Händen ließ und nachts mit in mein Bettchen nahm. Er trug Stulpstiefeln, schwarzsamtne Pumphöschen, eine Hemdbluse mit einem Ledergürtel und auf dem Kompf einen schwarzen Kalabreser. So sah mein Puppenjunge aus. Ich fand ihn schöner als alle meine Bleisoldaten, alle meine Lärminstrumente und sogar als mein Steckenpferd. — An meinem fünften Geburtstage aber — so erzählte meine Mutter — faßte ich einen heroischen Entschluß. Ich trat vor sie hin und sagte: Mama, jetzt bin ich ein Mann und darf nicht mehr mit dem Puppenjungen spielen. Da nimm ihn und schließ ihn fort, ich mag ihn nimmer sehen. — Und sie erfüllte meinen Wunsch. Aber das Opfer, das ich meinem Mannesstolz brachte, ging über meine Kräfte. Ich kränkelte seitdem, ward meines jungen Lebens gar nimmer froh und fand weder in der Gesellschaft anderer Kinder noch in der Beschäftigung mit anderen Spielen einen Ersatz für den freiwilligen Verzicht auf meine große Liebe. Als ich sieben Jahre alt war, erkrankte ich lebensgefährlich. Meine Mutter wich nicht von meinem Bette. Ich glaube, sie hätte meinen Tod nicht überlebt. Die Ärzte gaben keine Hoffnung mehr. Da kam einer von ihnen — es war nicht die in der Verzweiflung hinzugezogene Autorität, sondern ein ganz junger, der erst kürzlich und zwar in unserem Hause seine Praxis angefangen hatte — auf den Gedanken, mein lebensüberdrüssiges kleines Herz durch einen ganz großen Schreck oder eine ganz große Freude aufzurütteln. Frauen sind in solchen schweren Entscheidungsstunden hellsichtig. Vielleicht meinte es auch Gott ganz besonders gut mit mir und flüsterte selber der Mutter zu: Hol ihm seine geliebte Puppe! — Du magst es nun glauben oder nicht, die Puppe hat mich wahrhaftig gesund gemacht! Ich jauchzte bei ihrem Anblick, mein Herz sprang dem kleinen Kerl mit den Stulpstiefeln und dem Kalabreser entgegen — mit einem Wort: Ich freute mich gesund. — Seither habe ich meinem kleinen Freund und Lebensretter dankbar die Treue gehalten. Er hat mich überallhin begleitet und . . . schau, da sitzt er!"

Er wies mit dem Finger nach seinem Schreibtisch. Richtig, zwischen den Bildern in Stehrahmen, der in einen Syenitblock eingelassenen Uhr, dem bronzenen Tintenfaß und dem achatenen Aschenbecher saß auf einem rotlackierten Korbstühlchen die kaum anderthalb Spannen lange Stoffpuppe. Den Kalabreser hatte sie auf den Knien liegen, und auf der weißleinenen Hemdbluse funkelte ein winziges goldenes Sternchen. Ich trat näher herzu und betrachtete den kleinen Kerl mit inniger Teilnahme.

Dann erhob sich mein Freund gleichfalls und sagte, auf das Sternchen deutend: „Schau, mein Lieber, wie ich meinen ersten Orden bekam, da habe ich ihn in kleinstem Formate nachbilden lassen und meinen Liebling damit geschmückt. Einen Orden hat er doch wahrlich um mich verdient! Ich habe ihn auch immer mit mir auf der Stufenleiter der Ehren aufrücken lassen, und so hat er es mit den Jahren glücklich zum Geheimrat gebracht. Wenn ich mich mit ihm in nachdenklichen Stunden unterhalte, was gar nicht so selten geschieht, so rede ich ihn mit „Geheimrätchen" an."

Wieder blickte mein Freund verlegen zur Seite, als ob er erwarte, daß ich ihn auslachen werde. Aber daran dachte ich wahrhaftig nicht. Ich hatte alle Not, meine Rührung vor ihm zu verbergen. Darum schlug ich den Arm um seine Schulter, drückte ihn leicht an mich und sagte: „Ei freilich, das verstehe ich alles sehr gut. Aber eines verstehe ich doch noch nicht: was hat das Geheimrätchen damit zu tun, daß du unbeweibt geblieben bist?"

„Ja, das ist ja eben das Verrückte!" rief mein Freund mit einem komischen Seufzer, indem er zum Tisch zurückkehrte und unsere Gläser von neuem füllte: „Aber schließlich wirst du auch das verstehen. Ich hatte mir nämlich in den Kopf gesetzt, schon als junger Bengel von fünfzehn bis sechzehn Jahren, daß mein zukünftiger Schatz durchaus in Stulpstiefeln, schwarzen Samthöschen und heller Hemdbluse irgendwo in der Welt herumlaufen müsse. Und denke dir, einmal bin ich wirklich diesem so beschaffenen Schatz begegnet! Das war aber erst nach unserer Studentenzeit. Ich war bereits Amtsgerichtsassessor und bezog festes Gehalt. Da sah ich „sie" in einem Wanderzirkus in unserm Städtchen. Sie trat als Cowboy auf, vollführte tolle Reiterkunststücke und glänzte als Lassowerferin. Sie war fast genau so angetan, wie du jetzt das Geheimrätchen da siehst. Selbstverständlich hielt ich es für meine Pflicht, mich sterblich in sie zu verlieben. Ich reiste dem Zirkus nach und lernte sie kennen. Ich sage dir, mein Lieber, . . . ich hatte den festen Willen, aber es war schlechterdings unmöglich. Hübsch war das Frauenzimmer zum Fressen, aber unsagbar — ich will mich milde ausdrücken — ordinär. Es ging beim besten

Willen nicht! — Und dann mußt du bedenken, wie verwöhnt ich durch meine Mutter war, mit der ich ja auch damals noch zusammenlebte. Wer eine solche Mutter gehabt hat, der fällt nicht so leicht auf Zirkusreiterinnen hinein. Es hat mir wohl noch manche Frau das Herz warm gemacht — aber dann mußte ich sie immer mit meiner Mutter vergleichen — und da fielen sie ab, rettungslos, eine wie die andere. Seit drei Jahren ist sie nun tot, die einzige Frau, die ich jemals wirklich geliebt habe. Und nun . . . Geheimrätchen ist auch der Ansicht, daß wir lieber ledig bleiben sollen. Oder bist du etwa anderer Meinung?"

„Ich? — Nun, ich meine, unsere guten Mädchen sollten Trauer anlegen um dich. Du hast dein Herz an einen Fetisch gehängt — und hättest doch das Zeug gehabt zu einem guten Ehemann."

Ein Polizeibericht über Richard Wagner.

Kritiken über Richard Wagner zu lesen ist keine „Sensation". Ein Polizeibericht über den großen Komponisten hat schon den Reiz des Ungewöhnlichen. Erst recht, wenn er noch so naiv ist wie der, den ein Agent der Wiener Polizei im Jahre 1854 über den nach der Schweiz emigrierten revolutionären Wagner verfaßt und einer allerhöchsten K. K. Behörde vorgelegt hat. Diese uns heute mehr als komisch anmutende Meldung ist in dem bei Paul Aretz, Dresden, erschienenen Buch von Lippert: „Richard Wagners Verbannung und Rückkehr 1849—1862" veröffentlicht und hat folgenden Wortlaut:

„Über Richard Wagner zirkulieren wieder sonderbare Gerüchte. Er lebt in Zürich nicht nur im luxuriösesten Glanze, sondern kauft auch die wertvollsten Dinge, wie goldene Uhren usw., zu enormen Preisen. Seine Wohnung ist mit den schönsten Möbeln, Teppichen, seidenen Vorhängen und Kronleuchtern dekoriert, was die einfachen Republikaner in bedenkliches Staunen und Neugierde versetzt, so daß man sich veranlaßt gesehen, überall nachzufragen, woher dieser Mann, der so arm nach Zürich kam, es nehme. Er selbst streut aus, daß er so viel für die Aufführung seiner Opern in Deutschland beziehe. Nach den genauesten Erkundigungen ist dies aber nicht wahr. Die wenigen Theater, welche seine Opern aufführen dürfen, zahlen ihm nichts. Auch seine Schriftstellerei bringt nichts ein, weil er meistens nur 50 bis 100 Exemplare auf eigene Kosten drucken läßt. In Zürich bezieht er für seine Aufführung nicht nur nichts, sondern bringt noch Opfer, um die Teilnahme in Schwung zu erhalten. Man vermutet daher mit großer Wahrscheinlichkeit, daß er von irgendeinem fürstlichen Hause Deutschlands im Geheimen unterstützt werde, was aber umso mehr in Erstaunen setzt, als es von ihm nicht nur bekannt ist, daß er in der Dresdener Revolution die ganze Theatergarderobe in Brand gesteckt hat, sondern, daß er auch jetzt noch in Wort und Schrift eine revolutionäre Wirkung durch die Kunst einzuleiten sucht, und zu diesem Ende mit allen literarisch-künstlerischen Größen der Propaganda in Verbindung steht. Der Glaube an seine Musik der Zukunft ist bedeutend im Sinken. Man überzeugt sich immer mehr, daß seine Sache nur den Wert einer glänzenden Instrumentation, aber weder Seele noch Melodie habe. Was von letzterer darin gefunden werde, habe er gestohlen."

„Halb so schlimm."

Ich habe da einen Freund Kasimir. Der findet alles immer nur „halb so schlimm".

Die Begeisterung für die Schönheit eines Mädchens, von der seine Bekannten überfließen, glaubt er nicht weniger halbieren zu müssen als ihre ungünstigen Wetterprognosen für den Ausflugssonntag. Halb so schlimm fand er auch die Gefährlichkeit einer Bronchitis, die er sich neulich zuzog, und halb so schlimm die Berechtigung meines Optimismus, als wir uns einmal zusammen auf ein Geschäft eingelassen hatten. Alles halbiert mein Freund. Wenn ihm jemand erzählt, es verdiene einer 20 000 Mark im Jahr, so lautet seine Schätzung: 10 000. Und wenn einer barmt, er habe noch nicht 100 Mark im Monat zu verzehren, dann ist es für Kasimir gewiß, daß er 200 hat. Wird berichtet, daß jemand aus einem zweiten Stockwerk herausgefallen sei, so vermutet Kasimir, daß der Sturz nur aus dem ersten Stockwerk erfolgte. Stellt es sich heraus, daß die Meldung doch zutraf und heißt es weiter, daß der Unglückliche schwer verletzt sei, so tippt Kasimir immerhin auf eine nur leichte Verletzung. Erweist sich die Verletzung doch als schwer, so besteht für Kasimir trotzdem kein Zweifel, daß alles gut ablaufen werde. Stirbt der Patient, so weist Kasimir nach, daß das ganze Sterben ja nur halb so schlimm sei.

Lieben Leute: Kasimir ist dabei gar kein solcher Tropf, wie wohl angenommen werden könnte. Ebensowenig nämlich, wie sich der Wert eines Bruches verändert, wenn man seine Zähler und Nenner gleichermaßen mit zwei dividiert, verändert sich der Wert des Lebens, wenn man die Wichtigkeit seiner freudigen und traurigen Begebnisse halbiert.

Nachahmungsbeflissene mögen sich für den Anfang immerhin mit einer Reduzierung auf „Dreiviertel so schlimm" begnügen und von da an schrittweise abbauen.

Hans Bauer.

Bunte Chronik

* **Ein aussterbender Vogel.** Auf der Insel Marthas Vineyards bei Massachusetts, auf der in den Sommermonaten immer ein reges Badeleben herrscht, gab es noch im Jahre 1916 ungefähr 2000 Stück Präriehühner (Tympanuchus cupido), jene zu den Waldhühnern gehörenden Vögel, die früher in Nordamerika sehr zahlreich vertreten waren. Infolge der immer mehr fortschreitenden „Kultur" der Insel wie auch durch Waldbrände hat sich jedoch, wie der „Naturforscher" meldet, der Bestand der Präriehühner so vermindert, daß gegenwärtig nur mehr 35 Exemplare die Insel bevölkern. Es ist daher wohl zu befürchten, daß der Vogel mit dem hübschen schwarz-braun und weiß gescheckten Gefieder und den orangefarbenen Seitenflecken am Halse, die er beim Balzen stark aufbläst, über kurz oder lang überhaupt ausstirbt.

*

* **Wie finden sich die Bienen zu ihrem Stock zurück?** Über das Heimkehrvermögen der Bienen wurden schon verschiedene Versuche angestellt. So z. B. die Versuche von Bethe, die ergaben, daß Bienen, nachdem man ihren Stock anderswo hingebracht hatte, gleichwohl den richtigen Heimweg fanden, ferner die Fabreschen Versuche, in deren Verlauf die aus ihrem Stock entfernten und in einem dichten Wald freigelassenen Bienen den Weg doch zurückfanden, wogegen bei anderen ähnlichen Versuchen die Bienen sich nicht mehr zurückfanden. Nach den Untersuchungen von Mac Brade, über di e die Umschau berichtet, beruht das Heimkehrvermögen der Bienen allein auf ihrem Geruchssinn, der seinen Sitz in den Augen und Fühlern der Tiere hat. Im Jugendzustand lernen sie durch Orientierungsflüge die Umgebung des Stockes kennen, und die Kenntnis dieser Umgebung führt sie zunächst auf den richtigen Weg, während der Stock selbst mit Hilfe der Geruchsorgane — die den „Heimatgeruch" genau kennen — gefunden wird.

Rätsel-Ecke

Rätsel.

Der Erst und Zweiten Tätigkeit
Ist stets dem Handelsstand geweiht,
Auch wird man jenes Silbenpaar
In einer Göttin Hand gewahr.
Die Dritte, deren Form zumeist
Als sehr verschieden sich erweist,
Trifft man bei Menschen stets, und dann
Bei Tieren noch und Flaschen an.
Verzagt sein ist dem Ganzen fremd,
Nie wird sein Mut davon gehemmt,
Und sei es auch das keckste Stück,
Der Tollkopf schreckt vor nichts zurück.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 164.

Zahlen-Rätsel:

200	102	98	→ 400
10	290	100	→ 400
190	8	202	→ 400
↓ 400	↓ 400	↓ 400	

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.